

# Der finanzpolitische Kopf der »Deutschland AG«

Lothar Galls Biografie des Bankiers Hermann Josef Abs

Ein »rheinischen Kapitalisten« hat man ihn gerne genannt. Und ganz falsch war dieser Titel kaum. Denn dass gerade im komplizierten Verhältnis von Staat und Gesellschaft, Politik und Wirtschaft der Konsens allemal dem Konflikt vorzuziehen sei, hätte Hermann Josef Abs (1902-1994) wohl keinen Augenblick lang in Zweifel gezogen. Sein Ziel, so hat er es 1964 formuliert, sei es stets gewesen, »Dinge, die der Ordnung bedürfen, in Ordnung zu halten oder zu bringen«. Wie Abs die Dinge tatsächlich ordnete, und zwar nicht nur als nachgerade legendärer Chef der Deutschen Bank, ist nun bei Lothar Gall nachzulesen. Der Frankfurter Historiker hat Abs nach akribischen Quellenstudien eine Biografie gewidmet, die ein lebendiges Porträt des Bankiers zeichnet, der noch ein Jahr vor seinem Tod als »mit Abstand mächtigster Mann in Deutschland« galt.

Abs also ein Solitär? Ja und Nein. Denn mit seinem Gespür für die Zusammenhänge von Persönlichkeiten und Strukturen in der Geschichte findet Lothar Gall auch in diesem, in jeder Hinsicht besonderen, Leben die allgemeinen Tendenzen der Zeit. Und so steht Abs hier nicht nur für sich, sondern für den Typus des Bankiers überhaupt. Und als solcher erscheint er zugleich als Repräsentant einer Epoche, die allenthalben bewegt war.

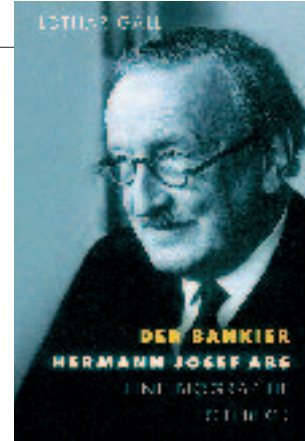
Das galt für den Untergang der Weimarer Republik, den Abs als junger Prokurist der Berliner Privatbank Delbrück Schickler & Co. durchlebte, der bereits durch jene charakteristische Mischung aus immensem Finanzverstand, persönlichem Charme und einem gewissen Hang zur Selbstinszenierung auf sich aufmerksam machte, die ihn sein Leben lang auszeichnen sollte. Wie die Spitzen der deutschen Hochfinanz, so mochte auch Abs die »Machtergreifung« der Nationalsozialisten dabei nicht unbedingt als Zäsur empfinden. Seine wirtschafts- und finanzpolitischen Maximen, die noch aus dem Kaiserreich stammten, hatten die Republik überdauert.

Warum sollten sie sich im »Dritten Reich« mit einem Mal als falsch erweisen?

Allein, der Schein trog. Und so geriet Abs spätestens 1937, als er in den Vorstand der Deutschen Bank berufen wurde, in jenes eigentümliche »Verhältnis von Nähe und Distanz«, wie es für die Einstellung vieler Vertreter der Finanz- und Wirtschaftswelt zur NS-Diktatur kennzeichnend war. Gewiss, Abs wurde nicht Mitglied der NSDAP und mochte sich als gläubiger Katholik zudem von den Verführungen der barbarischen Ideologie fern wissen. Gleichwohl – und daran lässt dieses abgewogen urteilende Buch keinen Zweifel – blieb Abs, indem er für die »Arisierung« jüdischer Bankhäuser und die Übernahme ausländischer Kreditinstitute verantwortlich zeichnete, eingebunden in ein System, dem er *nolens volens* zuarbeitete. Abs selbst hat daraus nach 1945 keinen Hehl gemacht. Vielmehr zog er die Konsequenzen aus seinem Verhalten im »Dritten Reich«, indem er nicht nur zu einem Vernunft-, sondern zu einem Überzeugungsrepublikaner wurde – was die alte Frage nach der Kontinuität von Eliten zwischen »Drittem Reich« und Bundesrepublik in neuem Licht erscheinen lässt.

Die Bundesrepublik wurde zu Abs' ureigenstem Wirkungsraum, zunächst ohne Amt und Mandat, bald als Vorstandssprecher der Kreditanstalt für Wiederaufbau und schließlich als deutscher Verhandlungsführer bei der Londoner Schuldenkonferenz. Dass Abs 1957, als die Deutsche Bank neu erstand, ihr Sprecher wurde, konnte niemanden überraschen. Eher verwundern mochte es, dass sich Abs als finanzpolitischer Kopf der »Deutschland AG« schon bald des Vertrauens der Gewerkschaften erfreuen durfte.

Es könne sich nicht leicht jemand, so hat Goethe einmal bemerkt, gegen sein Zeitalter retten. Abs hat es gleichwohl vermocht. Denn er, der seit seinem Wechsel zur Deutschen Bank im Grunde



Lothar Gall  
**Der Bankier.  
Hermann  
Josef Abs.**  
Eine Biographie,  
C.H. Beck Verlag,  
München, 2004,  
ISBN  
3-406-52195-9,  
526 Seiten,  
29,90 Euro.

nur mehr ein Angestellter war, wenn auch ein außerordentlich privilegierter, begriff sich als ein Bankier alter Prägung. Dieses Bankiersideal gehörte unübersehbar einer vergangenen Zeit, der Welt des 19. Jahrhunderts, an, in die Abs hineingeboren worden war. Und weil dies so war, konnte Abs auch in der »nivellierten Mittelstandsgesellschaft« (Helmut Schelsky) der Bundesrepublik das bleiben, was nur beinahe eine Selbstverständlichkeit bezeichnete: ein Bürger.

Ein Bürger aber blieb Abs, für den Besitz und Bildung stets untrennbar miteinander verbunden waren, in allem. Kultur war ihm stets anderes als *sponsoring* und ein Konzert mehr als ein *event*. Hinter seinem Engagement als Mäzen stand denn auch nichts anderes als das alte Ideal der allseitig entwickelten Persönlichkeit. Gewiss, Abs blieb in Bankenkreisen verehrt, wurde aber doch zugleich bereits belächelt, wenn auch vorerst hinter vorgehaltener Hand. Abs selbst wiederum stand den neuen Entwicklungen am Ende zweifelnd, ja verständnislos gegenüber. Direktinvestitionen der Banken betrachtete der alte Herr als »Unruhestifter im Gefüge der Korrespondenzbankbeziehungen«, der entstehende Euromarkt war ihm einzig »ein Greuel« – Urteile aus einem Zeitalter, das bereits unwiederbringlich vergangen war. Unsympathisch war es nicht. Bei Lothar Gall ist es nun eingehend zu besichtigen. ◆

Der Autor

**Dr. Carsten Kretschmann** ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Forschungskolleg »Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel« und arbeitet an einer Studie zu den Umbrüchen des deutschen Katholizismus in den 1960er und 1970er Jahren.

# Das Ziel war eine Universität

Bertram Schefold zur Geschichte der Frankfurter Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

Adolf Moxter hat recht, wenn er den Herausgeber dieses Bands ohne Bedenken lobt. Denn Bertram Schefold, seit 1974 Professor für Volkswirtschaftslehre, insbesondere Wirtschaftstheorie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität, kennt die Geschichte der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften nicht nur genau, sondern macht sie auch öffentlich: Die Frankfurter Wirtschaftswissenschaftler waren und sind einzigartig. So publizierte Schefold bereits zum Universitäts-

beschreiben die Anfänge der Frankfurter Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Texte von Franz Oppenheimer, Fritz Neumark, Adolph Löwe, und Norbert Elias dokumentieren die Blütezeit der WiSo-Fakultät in den 1920er Jahren. Es folgen Rückblicke auf die Zeit des Nationalsozialismus und den Neubeginn nach 1945, beispielsweise von Erich Gutenberg, Karl Friedrich Hagemüller, Hans Möller, Karl Abraham und Hermann Priebe. Das Ende der Fakultät und die Gründung des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaften empfanden die Lehrenden als Zäsur. Heftig diskutierten sie das »Hessische Universitätsgesetz« und das »Hessische Hochschulgesetz«. Die Studentenbewegung störte sie. Neben Erhard Kantzenbachs eher technokratisch anmutenden Rückblick auf seine Zeit als erster Universitätspräsident stehen Eindrücke seiner Kollegen Walter Rüegg, Iring Fetscher, Josef Matznetter, Wilhelmine Dreißig, Jiří Kosta, Heinz Grohmann und Karl Häuser. Reminiszenzen an das Institut für Sozialforschung (Karl August Wittfogel) und die Akademie der Arbeit (Erich Meyn, Diether Döring) runden den ersten Teil des Buches ab.

Bei der Lektüre der Essays fallen zwei Dinge auf. Zum einen stehen die späten 1960er und frühen 1970er Jahre den Autoren noch sehr nahe. Adolf Moxter bestätigt diesen Lektüreeindruck in seinem Nachwort zum ersten Teil des Buchs: »Noch sind nicht alle Schatten der Vergangenheit vom Fachbereich gewichen: Die Ereignisse von 1968 mündeten in einen Politisierungsprozess, der den Universitäten weisensfremd ist.« Zum anderen ist der Habitus der Beiträge überwiegend professoral. Zwar bleiben die Studenten nicht außen vor. Sie dienen aber an den meisten Passagen als negative Folie für die Schilderungen. Frankfurt als Studienort »1968« war eben keine Idylle.

Der zweite – und eigentlich neue – Teil des Buches trägt die Überschrift »1901–2001. Neue Perspektiven hundert Jahre nach der Gründung der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften«. Hier

dokumentiert Schefold die Festreden und Vorträge, die anlässlich des 100. Geburtstages der »Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften«, also der Vorgängerin der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät und somit auch des Fachbereichs, zu verschiedenen Anlässen gehalten wurden. Ralf Dahrendorf schreibt darin über die ältere Schwester der WiSo-Fakultät, die »London School of Economics«. Reinhard Selten, Wirtschaftsnobelpreisträger 1994, legt Zeugnis ab von der zentralen Rolle, die Frankfurt für die frühe experimentelle Wirtschaftsforschung besaß und Herbert Hax betont »Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Betriebswirtschaftslehre«.

Von den elf Vorträgen zur Geschichte des Fachbereichs sei einer hervorgehoben. Notker Hammerstein belegt in seinem Aufsatz über Frankfurt um 1900, dass die Frankfurter Akademie mehr gewesen ist, als eine weitere Handelshochschule im Reich. Bereits ihr Name – »Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften« – deutete es an, dass es nicht nur um Aus- und Weiterbildung des Kaufmannstands und der Handelslehrer ging. Das Ziel war eine Universität.

Der Herausgeber Bertram Schefold hat nichts dem Zufall überlassen: Der grüne Buchumschlag nimmt die Farbe der alten Fakultät auf, die Fakultätsmedaille auf dem Titel zeigt das Motiv des Fakultätsiegels, eine Kogge, das Schiff der Hanse. Mit dem Sammelband stellt sich Schefold in eine Tradition, die bereits seine Vorgänger an der Akademie pflegten. Denn auch sie sammelten die Erinnerungen und Lebensläufe des Lehrkörpers und ließen sie in ein Album schreiben. Das Buch »Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler in Frankfurt am Main« dient somit nicht nur der Dokumentation, sondern ist selbst Teil der Geschichte der Universität Frankfurt. ◆

Der Autor

Dr. Michael Maaser leitet das Frankfurter Universitätsarchiv.

Bertram Schefold  
(Hrsg.)

**Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler in Frankfurt am Main**

Metropolis-Verlag,  
Marburg 2004,  
2., erweiterte  
Auflage, ISBN  
3-89518-405-5,  
717 Seiten,  
38 Euro.



jubiläum 1989 die Erinnerungen seiner Kollegen an die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät und gab dem Buch noch einen Anhang bei, der neben einer Geschichte der Professuren auch Listen der Dekane und Ehrendoktoren der Fakultät enthielt. Dieses Lesebuch und Nachschlagewerk ist nun in einer zweiten, erweiterten Auflage erschienen. Bertram Schefold hat an das Bestehende allerdings nicht nur einen Erker oder eine Kammer angebaut, sondern vielmehr ein zweites Haus daneben errichtet. Das zeigt sich schon rein äußerlich, der Buchumfang der zweiten Auflage hat sich gegenüber der ersten Ausgabe von 363 auf 717 Seiten verdoppelt.

Der erste Teil des Buchs enthält 31 Beiträge, die in chronologischer Reihenfolge abgedruckt werden. Hans Achinger und Ludwig Pohle

# Polyglotter Grenzgänger an der Universität Frankfurt

Biografie des Wirtschaftswissenschaftlers Jacob van Klaveren erschienen

Unter den wenigen Biografien von Wirtschaftshistorikern der letzten Jahre ist die über Jan Jacob van Klaveren (1919–1999) besonders überzeugend, weil sie die »Grenzbedingungen« im Leben und Werk eines polyglotten und geradlinigen Wirtschaftswissenschaftlers aufzeigt. Van Klaveren verkörperte einen Gelehrtentyp, der noch in der Lage war, die koloniale Lebenswelt seiner Kindheit und Jugend (1919–1937) im niederländischen Java/Indonesien für sein späteres wissenschaftliches Werk einzubringen. Sein interdisziplinäres Arbeiten und die Ganzheitlichkeit seiner Publikationen spiegeln sich darin wider. Zu diesem Ergebnis kommt Jakob Peter Zieg in seinem Buch »Jan Jacob van Klaveren (1919–1999)«, das er bescheiden als »Lebensstationen« ausgibt. Der Autor arbeitet als Leiter »Accounting« und Datenschutzbeauftragter bei der Deutschen Postbank AG und hat während seines Studiums in Frankfurt Vorlesungen bei van Klaveren besucht.

Während der unstillen »Bruch- und Wanderjahre« seiner zweiten Lebensperiode (1938–1959) reift das Lebensthema von van Klaveren heran, die »weltweite Geschichte von Raum und Wirtschaft«. Die Themen werden sukzessiv globaler und historischer: »Das niederländisch-koloniale Bodenrecht in seinem Zusammenhang mit der Struktur der Niederländisch-Ostindischen Landwirtschaft« (Promotion 1944-1945 unter Wilhelm Credner an der Technischen Hochschule München); »The Dutch Colonial System in the East Indies« (Chulalongkorn University in Bangkok/Thailand, 1953); »Die historische Erscheinung der Korruption, in ihrem Zusammenhang mit der Staats- und Gesellschaftsstruktur betrachtet« und »Die wirtschaftlichen Auswirkungen der Wikinger-Züge« (beides 1956, Universität München) sowie sein Meisterwerk über die »Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte Spaniens im 16. und 17. Jahrhundert« (Habilitation

1959–1960). Die Biografie von Zieg macht den globalen Ansatz van Klaverens deutlich.

Eine engstirnige Regierungs- und Hochschulbürokratie in München erzwang seinen Wegzug an die Universität Frankfurt im Herbst 1960. Für die »heimliche Hauptstadt« der Bonner Republik und ihre »Elite-Universität« war seine Berufung zum ordentlichen Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte ein Glücksfall. Es wurde nicht nur ein gleichwertiger Nachfolger für Ernst Fraenkel gefunden und damit auch die Kontinuität und Autonomie des Seminars für Wirtschafts- und Sozialgeschichte gesichert, sondern für van Klaveren begann zugleich seine dritte und krönende Lebensperiode, die bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1987 anhielt. Er selbst definierte 1982 in einem Schreiben an Kultusminister Hans Krollmann seinen Lehr- und Forschungsauftrag mit folgenden

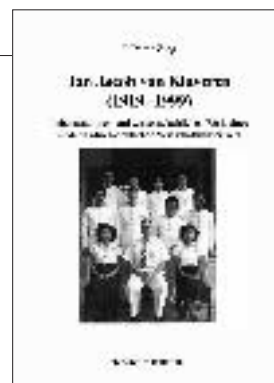
mestrigen Zyklus ist eine Lebensarbeit gewesen.«

Jacob van Klaveren hielt Wort. 1969 erschien die »General Economic History, 100–1760. From the Roman Empire to the Industrial Revolution«. Der Fortsetzungsband für die Jahre 1760 bis zur Montanunion konnte noch von seinem ehemaligen Assistenten Bernd Benthien als Manuskript erstellt werden. Bis zu seinem Tod 1999 gelang es van Klaveren, das Manuskript seines »opus magnum«, die »Weltwirtschaftliche Länderkunde des 19. und 20. Jahrhunderts«, abzuschließen. Nach seiner Emeritierung (1987) wurden die Professur und das Wahlfach Wirtschafts- und Sozialgeschichte aufgehoben. Das Fach wird jetzt am Historischen Seminar gelehrt.

Der Hauptteil des Buchs umfasst rund 30 Seiten Text und ebenso viele Seiten Anmerkungen. Im Anhang finden sich Tabellen der Dip-

Jakob Peter Zieg  
**Jan Jacob van Klaveren (1919–1999).  
Lebensstationen und wissenschaftliches  
Werk eines niederländisch-deutschen  
Wirtschaftshistorikers**  
Frankfurt/Main 2003,  
Verlag Haag und Herchen,  
ISBN 3-936964-08-4, 129 Seiten,  
Preis 24 Euro.

Worten: »Ganz besonders stark unterscheiden sich meine Vorlesungen von denen der sonstigen Kollegen, weil ich bei Amtsantritt (1960-1961) dem Wunsch der Fakultät nachgekommen bin, eine möglichst weltweite Wirtschaftsgeschichte zu betreiben. Es werden in meinen Vorlesungen zum 19. und 20. Jahrhundert außer ganz Europa und den Vereinigten Staaten auch die wichtigsten überseeischen Länder wie Indien, China, Japan, Australien, Lateinamerika und Südafrika eingehend behandelt. Der Aufbau dieser Vorlesungen in einem vierse-



lomanen, Assistenten und Doktoranden, eine Bibliographie der Arbeiten van Klaverens sowie eine Zeittafel und Abbildungen. Ziegs Buch ist nicht nur eine biografische Skizze, sondern auch ein Beitrag zur Geschichte der Professur »Wirtschafts- und Sozialgeschichte« am Fachbereich Wirtschaftswissenschaften. ◆

Der Autor

**Vicente Such-Garcia** arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Universitätsarchiv der Johann Wolfgang Goethe-Universität.

# »In seiner Blüte bleicht mein Leben«

Magda Spiegel – Schicksal einer jüdischen Künstlerin zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus

Als »eine der größten Sängern des deutschen Operntheaters« bezeichnete Theodor W. Adorno Magda Spiegel (1887 bis 1944) im Januar 1933. Für die Nachwelt hat sich der Klang ihrer ungewöhnlichen und ausdrucksstarken Stimme nur in einigen wenigen Aufnahmen aus der Mitte der 1920er Jahre erhalten – darunter auch die Arie des Adriano aus der Oper *Rienzi* »In seiner Blüte bleicht mein Leben«, die im Rückblick geradezu prophetisch für die Sängerin erscheint.

Aufgewachsen in Prag trat Magda Spiegel erstmals 1903 als vielversprechende Gesangsschülerin ins Licht der Öffentlichkeit und wurde nach ersten Auftritten an tschechoslowakischen Bühnen 1910 in Düsseldorf engagiert. Hier konnte sie schon nach kurzer Zeit mit großen Rollen erste Erfolge feiern und begann Pläne für eine Karriere an einer der bedeutenderen deutschsprachigen Opernbühnen zu schmieden. Nachdem sich ihr

den Opern von Richard Wagner und Giuseppe Verdi als auch in der Oper von Kurt Weill Mahagonny. Der sich wandelnde Zeitgeschmack und neue technische Entwicklungen blieben allerdings nicht ohne Folgen für den Arbeitsalltag des Opernensembles: Der Stern der großen Sänger des dramatischen Fachs begann zu dieser Zeit einerseits aufgrund der Konkurrenz durch den Rundfunk und andererseits durch die Neuausrichtung der Spielpläne auf den Geschmack des breiten Publikums, das leichtere Kost bevorzugte, zu sinken.

Das tatsächliche Ende der Laufbahn Magda Spiegels hatte allerdings einen politischen Hintergrund: Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten war es aufgrund ihrer jüdischen Herkunft nur eine Frage der Zeit, wann ihr die Stadt die Kündigung zugestellen würde. Anders als ihre deutsch-jüdischen Kollegen durfte sie noch bis zum Ende der Spielzeit 1934/35 an der Frankfurter Oper bleiben und war

ten konnte Magda Spiegel allerdings nicht mehr realisieren: Sie wurde im September 1942 nach Theresienstadt deportiert, wo sie nach Auskunft überlebender Zeitgenossen noch gelegentlich als Sängerin am kulturellen Leben teilnahm. Ihre Spur verliert sich im Oktober 1944 mit dem Transport nach Auschwitz.

Die Frankfurter Historikerin Dr. Claudia Becker hat in den Jahren von 1998 bis 2002 nichts unversucht gelassen, um den Werdegang der Künstlerin nachzuzeichnen. Gefördert durch ein Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdiensts und den Josef Buchmann Fellowship Fund recherchierte sie in zahlreichen in- und ausländischen Archiven und befragte Personen, die Magda Spiegels Lebensweg gekreuzt hatten. Das Ergebnis dieser Forschungsarbeit ist die detailreiche Rekonstruktion der Laufbahn einer sehr begabten und eigenwilligen Sängerin vor dem Hintergrund sich wandelnder politischer Rahmenbedingungen und sich verändernder Auffassungen von Kunst und Musik.

Die Biografie Magda Spiegels kann ab 1933 als exemplarisch für das Schicksal von Künstlern gelten, die von den Nationalsozialisten verfolgt wurden. Während sich das Bild der Künstlerin dem Leser in der ersten Hälfte des Buchs – nicht zuletzt aufgrund der eher spärlichen Quellenlage – nur zögerlich und ungefähr erschließt, ist die Schilderung der Jahre von 1936 bis 1944 aufgrund ihrer großen sprachlichen wie inhaltlichen Dichte überaus fesselnd. Bedauerlicherweise wurde die Textvorlage für die Drucklegung allerdings nicht so gründlich redigiert, wie es das Engagement der Autorin verdient hätte. Einige sprachliche Unebenheiten, gelegentliche Redundanzen wie auch einzelne (polit-)historische Unschärfen und Unstimmigkeiten können das Verdienst um die Erinnerung an das Lebenswerk und das Schicksal einer aufgrund ihrer jüdischen Herkunft verfolgten Künstlerin jedoch nicht schmälern. ◆



Claudia Becker  
**Magda Spiegel.**  
**Biographie einer**  
**Frankfurter Opersängerin.**  
**1887 – 1944**

Studien zur Frankfurter Geschichte, Band 52 (Hrsg. Dieter Rebentisch), Waldemar Kramer-Verlag, Frankfurt 2003, ISBN 3-7829-0547-4, 263 Seiten, 29,80 Euro.

Traum von einem Engagement an der Wiener Oper nicht erfüllt hatte, wechselte sie 1917 als erste Altistin an die Frankfurter Bühne, wo sie bis zum erzwungenen Ende ihrer sängerischen Laufbahn 1935 blieb.

In den 1920er Jahren wurden in Frankfurt nicht nur renommierte Werke, sondern verstärkt auch zeitgenössische, teils stark umstrittene Kompositionen inszeniert. Magda Spiegel brillierte dabei sowohl in

sogar Mitglied einer Musikerdelegation, die 1934 zu einer Tournee nach Holland reiste. Trotz des Erfolgs wurde sie aber danach nicht mehr weiterbeschäftigt und verschwand, von einer schmalen Frührente lebend, aus der Öffentlichkeit. 1936 gab sie ein letztes Gastspiel in Prag. Die gemeinsam mit ihrem Lebensgefährten Walter Loeb 1941 gefassten Pläne für eine Emigration in die Vereinigten Staa-

Die Autorin

**Dr. Jutta Heibel** ist Historikerin und arbeitet gegenwärtig als Datenbank-Redakteurin bei den Wertpapier-Mitteilungen (Börsezeitung).

# Innenansichten

Erhard Oeser und Michael Hagner erzählen Geschichten der Hirnforschung

Schon im 6. Jahrhundert v. Chr. verkündete Alkmaion von Kroton »Das Gehirn ist es, das die Wahrnehmungen des Hörens, Sehens und Riechens gestattet; aus diesen entstehen Gedächtnis und Vorstellung, aus Gedächtnis und Vorstellung aber, wenn sie sich gesetzt haben und zur Ruhe gekommen sind, bildet sich das Wissen.« Mit dem Vorsokratiker Alkmaion begann die »eigentliche Geschichte der wissenschaftlichen Hirnforschung«, so schreibt der Wiener Philosoph und Wissenschaftstheoretiker Erhard Oeser. Alkmaion hatte nicht nur als Philosoph die zentrale Bedeutung des Gehirns für das menschliche Denken erkannt, sondern verfügte auch als Arzt über gründliche anatomische Kenntnisse, die er durch Sektionen und vermutlich auch Vivisektionen an Tieren systematisch erweiterte. Dies sei auch zugleich die Schattenseite der nunmehr zweieinhalbtausendjährigen wissenschaftlichen Entdeckungsreise, so Oeser in seinem Buch »Geschichte der Hirnforschung. Von der Antike bis zur Gegenwart«: Den steinigen Pfad der Erkenntnis, samt aller Irrwege und Umleitungen, säumen Berge von (Tier-)Leichen, und er führte zwangsläufig über unzählige grausige Experimente an lebenden Kreaturen. Erhard Oeser schreitet den weiten Weg noch einmal ab, stellt wichtige Kontroversen – Lokalisation oder Äquipotenz: lassen sich mentale Teilfunktionen verorten? – anschaulich dar und dampft die enorme Fülle an Daten, Namen und Fakten auf lesbare 260 Seiten ein. Oeser betreibt dabei eher konventionelle Geschichtsschreibung und verfolgt in streng chronologischer Darstellung und – nimmt man die letzten fünf Dekaden aus – mit sinnvoller Gewichtung den faszinierenden Wandel der Vorstellungen über geistige Prozesse und ihr neuronales Substrat. Leider kommt dabei die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts, die qualitativ und quantitativ den Löwenanteil zum aktuellen Wissen beigetragen hat, etwas zu kurz. Trotzdem: Wer sich verlässliches Grundwissen über den histo-

rischen Prozess der Entdeckung von Geist und Gehirn aneignen möchte, dabei ein handliches Format bevorzugt und sich nicht von dem gelegentlich etwas dröge wirkenden Stil beirren lässt, ist mit diesem Buch sehr gut bedient.

Ganz anders präsentiert sich in Stil und Fokussierung das Buch »Geniale Gehirne« von Michael Hagner: Der Wissenschaftshistoriker an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich erzählt die »Geschichte der Elitegehirnforschung«, und dieses Buch zu lesen ist ein echtes Vergnügen. Auch Hagner beschäftigt sich mit dem uralten Bestreben der Hirnforscher, Struktur und Funktion aufeinander abzubilden, den Zusammenhang zwischen anatomischer Gegebenheit und kognitiver Fähigkeit herzustellen. Doch er nimmt den Kult um die Denkkorgane herausragender Persönlichkeiten unter die Lupe, der seit dem 18. Jahrhundert zunächst um die knöchernen Hüllen, später um die konservierten Hirngewebe betrieben wurde: An Descartes' oder Schillers Schädel, in Lenins oder Einsteins Hirn, irgendwo sollte sich die Genialität doch festmachen lassen. Die zeitgenössischen Moden der Untersuchung wechselten mit den neuentwickelten Techniken, doch letztlich scheiterten alle, ob Phrenologen oder Furchenzähler, Anhänger der Lokalisationslehre oder Erforscher der Cytoarchitektur. Auch dem renommierten Hirnforscher Oskar Vogt gelang es nach monatelangem Mikroskopieren im Jahr 1927 nicht, Lenins in zigtausend Scheibchen zerlegtem Gehirn das Geheimnis der politischen Hochbegabung seines früheren Besitzers zu entlocken. Das magere Ergebnis einer stellenweise verdickten dritten Hirnrindenschicht wurde zwar propagandistisch für den Lenin-Kult genutzt, konnte aber wissenschaftlich auf Dauer nicht überzeugen. Man kann aus heutiger Sicht alle diese Versuche der Materialisierung besonderer mentaler Fähigkeiten belächeln, sollte aber bedenken, dass noch 1999 die Reste von Einsteins Gehirn, Jahrzehnte zuvor in

240 Würfel zerlegt, für den Versuch erhalten mussten, in einer neuro-wissenschaftlichen Publikation die Genialität anatomisch dingfest zu machen. Die Gehirne der Genies, so Hagners eigentliche These, aber auch die von Kriminellen, Geisteskranken, gar gewöhnlichen Menschen, waren nie nur wissenschaftliche, sondern immer auch kulturelle Objekte, und der Um-

Erhard Oeser  
**Geschichte der Hirnforschung. Von der Antike bis zur Gegenwart**  
Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt, 2003, ISBN 3534149823, 288 Seiten, 24,90 Euro.



Michael Hagner  
**Geniale Gehirne. Zur Geschichte der Elitegehirnforschung**  
Wallstein-Verlag, Göttingen, 2004, ISBN 3892446490, 384 Seiten, 38 Euro.

gang mit ihnen wirft ein bezeichnendes Licht auf die zeitgenössische Wissenschaft und Gesellschaft. Selbst die aktuellen Debatten von Neurokognitionsforschern, Philosophen und Juristen, die sich gegenwärtig vor breitem Publikum hitzig um die Willensfreiheit des Menschen oder die zerebrale Lokalisation von Religiosität, Kreativität und Kriminalität streiten – Cyber-Phrenologie in unserer »Brave Neuro World«, so Hagner – lassen sich nach Lektüre dieses Buchs gelassener verfolgen: im Prinzip alles schon mal da gewesen. Aber die Geschichte muss man kennen. ♦

Der Autor

**Stefan Kieß**,  
Diplom-Biologe,  
ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Biochemie II des Universitätsklinikums Frankfurt.

# »Die Entfernung ist schrecklich«

Freunde trotz erzwungener Distanz:

Der Briefwechsel zwischen Alfred Schütz und Eric Voegelin

**B**riefwechsel sind biografische Dokumente. Sie bieten Einblicke in das Innenleben und den Gedankenaustausch von Gesprächspartnern, die freiwillig oder zwangsläufig auf direkte Konversation verzichten. Dies gilt auch für die umfangreiche, zwei Jahrzehnte währende Korrespondenz zwischen Alfred Schütz und Eric Voegelin, die Gerhard Wagner (Professor am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Frankfurt) und Gilbert Weiss herausgegeben haben. Einerseits gibt die Korrespondenz Aufschluss über die Lebenssituation zweier Emigranten, die auf der Flucht vor dem NS-Re-

juristische, soziale, religiöse und vor allem geschichtliche Elemente.

Schütz und Voegelin waren seit ihrer gemeinsamen Studienzeit in Wien befreundet. Mit dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich wurde der Briefwechsel zum Kommunikationsmittel, das als schriftlicher »heart-to-heart talk« die persönliche Gespräche ersetzte: Beide flohen in die USA, wo Schütz in New York bei einer Bank Arbeit fand, daneben aber auch an der New School for Social Research lehrte, während Voegelin an der Louisiana State University in Baton Rouge sesshaft wurde. Den beiden »Alteuropäern« waren die USA ein fremdes Milieu mit eigenen Regeln, eine »merkwürdige Welt«, wie Voegelin schreibt, in der kulturelle Ad-hoc-Identifizierung schwer fiel. Obwohl keineswegs terra incognita (Voegelin hatte 1928 über die »Form des amerikanischen Geistes« habilitiert), ist die Differenz zur Wiener Heimat mit ihrer Balance zwischen Tradition und Modernität in den Briefen überall spürbar. Es war Voegelin, der sich leichter akklimatisieren konnte (und vom »Erich« zum »Eric« wurde), während die neue Welt für Schütz letztendlich »bedrückend« blieb.

Im Briefwechsel, der 1938 beginnt, spiegeln sich die persönlichen Angelegenheiten und die Dinge des Alltags stärker als die wissenschaftlichen Unterschiede. Die Anteilnahme am privaten Schicksal des anderen, an den eigenen Existenznöten und denen gemeinsamer Bekannter, die den Schritt in die Ungewissheit des Exils gewagt hatten, die Enge der Pflichten und das Bewusstsein der Schwierigkeiten, die man nun einmal hat, »damit das Leben nicht langweilig wird« (Voegelin) – dies alles zeugt von den Folgen der räumlichen und geistigen Entwurzelung und drückt die akademischen Themen oft an den Rand. Der Zweite Weltkrieg und die Zustände in Europa bleiben dabei das weitgehend unerwähnte »Andere«.

Wo es doch um Soziologie und Philosophie geht, tun sich große

Unterschiede auf, die jedoch produktiv zur gegenseitigen Ergänzung und Inspiration führten. Dabei setzt Voegelin mit seiner immensen Produktivität die Impulse. Auch Distanzen gab es, und dennoch: Die Quellen, die beide Denker im Zuge ihrer Theorieentwicklung bearbeiteten und die sich im Briefwechsel widerspiegeln, bilden – darin liegt dessen stärkste Substanz – einen aufschlussreichen, aber auch kritischen Kommentar zur gesamten abendländischen Geistesgeschichte.

Ab 1958 lehrte Voegelin wieder in München. Zu diesem Zeitpunkt zeigten sich bereits die ersten Anzeichen der Herzkrankheit, an der Schütz ein Jahr später starb. Damit endeten mehr als zwei Jahrzehnte des geistigen Austauschs.

Die Einschätzung der Herausgeber, dass der Briefwechsel der Beleg einer Freundschaft im aristotelischen Sinne ist, »die ein Leben ausgehalten hat«, hat Voegelin 1966 bestätigt, als er Schütz noch immer den »stillen Partner meines Denkens« nannte. Schütz konnte sein Werk nicht vollenden, aber Voegelin blieb die Zeit, seine monumentale Studie *Order and History* fertig zu stellen.

Was Wagner und Weiss ediert haben, ist keine »Professorenkorrespondenz«, sondern ein Beitrag zum Verständnis der Lebenswelt zweier Wissenschaftler, die gezwungen waren, zu einer neuen Orientierung in einem fremden Land zu gelangen. Die erzwungene Distanz und der dadurch verlorene Reichtum des direkten Gedankenaustauschs sind in jedem Brief spürbar; aber ohne diese Distanz wüssten wir heute nichts von dem, was über die »Hinterbühne« der Gesellschaftswissenschaften zur Erhellung der Lebenssituation in der Emigration am Beispiel zweier prägender Denker des Jahrhunderts beiträgt. ♦

Der Autor

**Thorsten Benkel** studierte Soziologie, Psychologie, Philosophie und Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Frankfurt und promovierte dort am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften.



Alfred Schütz/Eric Voegelin  
**Eine Freundschaft,  
 die ein Leben ausgehalten hat.  
 Briefwechsel 1938–1959**  
 Hrsg. von Gerhard Wagner  
 und Gilbert Weiss,  
 UVK Verlagsgesellschaft,  
 Konstanz, 2004,  
 ISBN 389669-699-8,  
 610 Seiten,  
 128 Euro.

gime ihre Heimat verloren, andererseits ist sie eine authentische Quelle für die Entwicklung der Gesellschaftswissenschaften im 20. Jahrhundert.

Schütz (1899–1959) war Finanzjurist, aber seit seiner Studienzeit philosophisch interessiert. Unter dem Einfluss des Phänomenologen Edmund Husserl gelangte er zu einem soziologischen Ansatz, der sich um das Verständnis einer Selbstverständlichkeit bemüht, um die Lebenswelt des Menschen und deren sinnhaften Aufbau. Das Werk Voegelins (1901–1985) hingegen umkreist die politische Philosophie. Er vertrat die Ansicht, dass der Ursprung der westlichen Kultur geschichtsphilosophisch zu fassen sei und dass im menschlichen Bewusstsein fundamentale Ordnungsstrukturen liegen. Seine umfangreiche systematische Theorie der Politik umspannt anthropologische,

# Verklungenes aus dem jüdischen Mainz

Von der Kraft mündlicher Überlieferung

Das flüchtige Medium der Musik entzieht sich, im Vergleich mit anderen Künsten, dem kulturellen Gedächtnis in besonderem Maße. Kant nannte sie »transitorisch«, »bloß vorübergehend«, so als ob sie gar nichts Dauerhaftes und Gegenständliches sein könne. Die europäische Musiktradition durchlebte lange Jahrhunderte bloß mündlicher Überlieferung, bevor sie – und auch dies nur in Teilen – in das Stadium der Schriftlichkeit und der komponierten Werke eintrat und sich so gegen ihr beständiges Vergehen zu wehren suchte. Während es Werke der bildenden Kunst und der Literatur aufgrund von Speichermedien oder physischer Aufbewahrung leichter haben, die Zeiten zu überdauern, sind musikalische Klänge, sobald sie einmal verklungen sind, immer auch verklungen. Musik ist auf spezielle Weise in aktuelle Lebensvollzüge verwoben, seien es alltäglich-profane Bereiche des privaten und öffentlichen »Musiklebens« oder sakral-kultische Kontexte. Der Ort ihrer Dauer ist die Praxis, der Ort ihres Bewahrens die Erinnerung.

Um so bemerkenswerter ist es, dass lange nach der Vernichtung der jüdischen Gemeinde in Mainz durch die Nationalsozialisten eine Anzahl ihrer Gesänge durch die Angaben des heute 91 Jahre alten, in Mainz geborenen Rabbiners und jüdischen Gelehrten Leo Trepp ausgezeichnet und in den »Beiträgen zur mittelrheinischen Musikgeschichte« publiziert werden konnte.

Die Ausgabe besteht in einer Transkription von Gesängen aus der lokalen jüdischen liturgischen Tradition in Mainz, zusammen mit den in lateinischen Buchstaben transliterierten Texten, deutschen Übersetzungen, sowie zwei Audio-CDs. Eingeleitet wird das Buch von Erläuterungen Leo Trepps zur jüdischen Gemeinde »Magenza« in Mainz, zur Bedeutung der liturgischen Gesänge und zu den jüdischen Festtagen und Gebeten. Den im 15. Jahrhundert gesammelten Mainzer Bräuchen fühlte sich die Mitte des 19. Jahrhunderts gegründete neo-orthodoxe Gemeinde in

Mainz besonders verpflichtet, in deren Synagoge Leo Trepp die Gesänge hörte und erlernte. Ihre Notation und Reproduktion geht wohl vollständig auf seine Gedächtnisleistung zurück, vielleicht nicht unähnlich der alten jüdischen Lehre, deren mündliche Entwicklung der schriftlichen Fassung vorausging.



Wirkung des Worts. Ihre außerzeitliche, nicht zielgerichtete Monotonität entspricht der ausgedehnten ständigen Gegenwart des Heiligen als Widerspiegelung von Ewigkeit. Nur selten bricht etwas Liedhaftes im Sinne des 19. Jahrhunderts und im Chorvortrag auch Gemeindefiedhaftes hervor.

Leo Trepp (Hrsg.)

**Nigune Magenza.**

**Jüdische liturgische Gesänge aus Mainz. Beiträge zur mittelrheinischen Musikgeschichte, Nr. 39**

Verlag Schott, Mainz u.a., 2004,

ISBN 3-7957-1341-2,

134 Seiten,

24,95 Euro inkl. 2 CDs.

Das Erscheinen des Buchs wurde von Mäzenen, von der Stadt und der Universität Mainz und von dem dortigen Musikwissenschaftlichen Institut unterstützt, die redaktionelle Betreuung lag bei den Musikwissenschaftlern Ulrich Mazurowicz und Gabriele Maurer.

Das Wesentliche der Publikation dürfte in der Tat die Klängaufnahme sein. Obwohl teilweise mit nicht dazugehörigen kleinen Orgeleinleitungen versehen (»um die Stimmung anzudeuten«, wie es heißt), vermitteln die überwiegend von Assaf Levitin als Lektor vorgetragenen Gesänge einen guten Eindruck von der Atmosphäre der liturgischen Rezitation der Gebete und Dichtungen und ihrer möglicherweise uralten Herkunft. Durch ihren schweifenden Grundtonbezug, die immer wieder ähnlichen melodischen Formeln, den würdevoll-emphatischen Ton des Rezitierens spiegeln sie in ihrer Atemporalität die Räumlichkeit mittelalterlichen Denkens wider, aber auch die Unverlierbarkeit der religiösen Gehalte und Botschaften. Ohne Rückgriff auf äußere formale Modelle entwickeln sich die Melodien ganz aus sich selbst, nur in engem Kontakt mit der deklamatorischen Struktur und den Inhalten des Textes, und im Vertrauen auf die mystische

Die Transkription in die moderne Notenschrift darf lediglich als eine Annäherung betrachtet werden, insbesondere hinsichtlich der Rhythmik, die sich im Gesang eng am und mit dem Text bewegt und die durch die moderne Taktmetrik nicht adäquat wiedergegeben werden kann. Die schriftliche Notierung der Gesänge zeugt nicht nur von der alten jüdischen Tradition in Mainz, die sie vor dem gänzlichen Vergessen rettet, sie zeugt auch von dem historischen Verlust einer Praxis, deren Ort die mündliche Überlieferung war und sein musste. Die jetzt vorgelegte Reproduktion kann dazu beitragen, jüdisches liturgisches Musikleben erneut zu vergegenwärtigen. Sie kann Grundlage sein, um musikalische und sprachliche Strukturen, aber auch um ein wesentliches Stück jüdischer Kultur in Deutschland zu erforschen. ♦

Der Autor

**Dr. Markus Fahlbusch**, Philosoph und Musikwissenschaftler, ist wissenschaftlicher Assistent am Institut für Musikwissenschaft und Musikpädagogik der Universität Frankfurt. Seine Forschungen gelten Problemen der Musikästhetik und der neueren Musikgeschichte. 2003 war er konzeptionell an der Internationalen Theodor W. Adorno-Konferenz beteiligt.